

DAS UNSAGBARE BESCHREIBEN – STIMMEN JÜDISCHER NS-OPFER AUS UNTERFRANKEN

Ausgewählt, bearbeitet und herausgegeben von Rotraud Ries, Ingrid Sontag und Elke Wagner

Zu einer Stolpersteinverlegung und aus Anlass der 75. Jahrestage der Deportationen 1941/42 fand am 29. Juni 2017 in den Posthallen in Würzburg eine Veranstaltung statt. In ihrem Zentrum stand eine Lesung mit Zeitzeugenaussagen zu drei der unterfränkischen Transporte. Sie stammen in den meisten Fällen von Menschen, die diese Deportationen überlebt hatten.

Der 80. Jahrestag der ersten Deportation aus Unterfranken am 27. November 1941 in den Raum Riga ist uns nun Anlass, diese wichtigen Texte zu publizieren. Es handelt sich um Auszüge aus gedruckten wie ungedruckten Quellen, die am Schluss des Textes angegeben sind. Dort findet sich auch der Hinweis, wie diese online-Publikation zu zitieren ist.

Einführung

Zeitzeugen der Shoa waren schon häufig in Würzburg zu Gast – meist jedoch ohne biographischen Bezug zur Stadt und zu Unterfranken. Deshalb sollte es 2017 aus Anlass der 75. Jahrestage der Deportationen in der Lesung um Stimmen aus der Region gehen, um Menschen, von denen die meisten in Würzburg gelebt hatten. Sie waren deportiert worden, hatten überlebt und über ihre Erfahrungen berichtet. Dazu kommt in einem Fall die Schilderung von Angehörigen über den Abschied vor der Deportation. Und ein seltenes Schriftzeugnis aus einem Lager in Ostpolen wird vorgestellt. Niemand überlebte die Transporte dorthin, niemand konnte hinterher beschreiben, was die Menschen dort durchmachen mussten. Lediglich einige wenige briefliche Zeugnisse sind erhalten. Alle Zeugnisse von Überlebenden berichten hingegen über Riga und Theresienstadt.

Die Texte wurden für die Lesung sprachlich leicht angepasst und punktuell zum besseren Verständnis ergänzt, alle Überschriften sind von uns. Die Autor:innen und ihre Schreibsituation werden jeweils einleitend kurz beschrieben

Acht Transporte führten zwischen 1941 und 1944 insgesamt 2 069 Menschen in die Lager im Osten Europas, nur 63 von ihnen überlebten. Weitere unterfränkische Juden wurden aus anderen deutschen Städten und aus dem benachbarten Ausland deportiert – ihre Zahl ist bislang nicht systematisch ermittelt. Ebenso die der Menschen, die individuell verfolgt oder als Kranke ermordet wurden sowie derjenigen, die aus Verzweiflung Suizid begingen.

Riga

202 Menschen aus Würzburg gelangten mit dem ersten Transport über Nürnberg auf das heruntergekommene Gut Jungfernhof im Süden von Riga. Neben diesem Transport mit insgesamt 1 008 Personen gelangten drei weitere aus Stuttgart, Wien und Hamburg, insgesamt also etwa 4 000 Menschen dorthin. Von ihnen starben mind. 1 500 Menschen, aufgrund der katastrophalen Unterbringung vermutlich v.a. Männer, bereits in dem extrem harten Winter an Hunger, Kälte, Krankheiten oder Unterernährung. 1 700 – 1 800 Personen wurden am 26. März 1942 im Wald von Bikernieki an offenen Massengräbern erschossen. Die letzten 40 Männer, Frauen und ältere Kinder

aus Würzburg haben ihre Zeit dort wie auch im Raum Riga überlebt. Auf unterschiedlichen Wegen wurden sie wieder nach Westen gebracht, die meisten davon im Spätsommer 1944 in das KZ Stutthof bei Danzig. Hier, in anderen Lagern und auf den Todesmärschen kamen noch einmal 24 Personen ums Leben – lediglich 16 konnten am Ende überleben.

Theresienstadt

750, meist ältere Menschen aus Unterfranken gelangten über Würzburg nach Theresienstadt. 525 von ihnen starben dort aufgrund der unsäglichen Lebensbedingungen. Die übrigen wurden weiter deportiert, häufig nach Auschwitz, und dort ermordet. 44 Menschen überlebten. Ein Teil von ihnen kehrte nach Würzburg zurück.

DIE ERSTE DEPORTATION, ZIEL RIGA, 27./29. Nov. 1941

KÄTE FRIESS – ABSCHIED VON WÜRZBURG

Käte Frieß ist 23 Jahre alt, als sie kurz vor Kriegsende mit einem Rettungstransport nach Schweden gelangt. Hier schreibt sie im Juni ihre Erinnerungen auf, aus denen wir mehrere Passagen zitieren. Im März war sie von ihrem Mann Georg, gen. Gori getrennt worden. Während sie schreibt erfährt sie von seinem Tod in Bergen-Belsen. Sie nennt sich selber Teddy und schreibt meist keine vollen Namen, sondern nur den Vornamen oder vom Nachnamen einen Buchstaben. Die Namen der Würzburgerinnen und Würzburger konnten wir jedoch meist ergänzen.

Ja, liebe Teddy, heute nach so endloser Zeit sitzt Du wieder an einer Maschine und Deine Gedanken wandern [...], wandern [...] – wieder zurück zu unserem geliebten, schönen Würzburg, und wir schalten um auf den 26. November 1941! Es ist mittags, und wir ziehen los mit Sack und Pack. Wir gehen zum letzten Male die schöne, breite Allee entlang. Voran gehst Du [Gori] mit Henry [Behrens]–Lilo [Behrens] und ich gehen brav hintendrein. Unzählige Male muss ich mich umdrehen und zurückschauen zu dem Haus [auf dem Friedhof], in dem wir ein Jahr lang so glücklich verheiratet waren. Tante Emma und Bernhard Behrens stehen und winken. Winken und werden immer und immer kleiner, zuletzt sind sie nur noch ein Punkt. Irgendwie innen bei mir tut es weh, es ist ein kleiner, stechender Schmerz ... Aber ich schaue tapfer vorwärts und tippel hinter Dir drein. Es war ja so selbstverständlich, dass Du da bist! Wie sollte ich verstehen, dass es einmal nicht so sein wird! Wir sind also in der Stadthalle gelandet und müssen warten bis wir mit einem Schub in einen grossen Saal zur Kontrolle drankommen. Unsere erste Kontrolle war das, Gori. Und wie unzählige sind gefolgt! Jedes Mal hat man uns etwas abgenommen. Es ist so zum Lachen! Warum hat man uns nicht gleich ganz ausgezogen, dann wäre den Herren viel Mühe erspart geblieben!

Nachdem wir in einer Halle gewartet haben, bis es nachts drei Uhr wurde, mussten wir antreten, um durch die nächtliche Stadt heimlich zu marschieren. Sicher wäre das für die Würzburger ein zu jämmerlicher Anblick gewesen, deshalb mussten wir wie Verbrecher davonschleichen! Aber diesen Marsch werde ich nie vergessen! Eine Menschenschlange von 200 Personen kroch entsetzlich langsam die Strasse entlang. Stockdunkel war es, zu beiden Seiten marschierte noch und noch SS-Bewachung. Ab und zu blitzte ein Licht auf, um zu kontrollieren, ob auch keiner von uns ausrückt. So sind wir das letzte Mal durch Würzburg gepilgert. Nachts, im Schutze der Dunkelheit trieb man uns heimlich wie die Pest hinaus. Gori, Du schlepptest das ganze Gepäck von Schwabs, weil sie soviel

Sachen hatten und Trudi nicht mehr konnte. Jeder von uns trug seinen Rucksack und einen Koffer. Darin war unser Hab und Gut. Und wie reich waren wir damals damit noch! [...]

KÄTE FRIESS – ILLUSIONEN

Nach ein oder auch zwei Tagen [in Nürnberg] – ich weiss es heute wirklich nicht mehr ganz genau – hat man uns in einen Zug verfrachtet, der uns nach 5 Tagen und 4 Nächten langer Fahrt [gerechnet ab Würzburg] nach Riga gebracht hat. Diese Fahrt war gegen viele andere noch leidlich. Wir hatten ein ziemlich gutes Coupé. Nur war es kalt und Wasser gab es nur ganz, ganz selten, wenn die Ordner an einigen, wenigen Stationen rausgelassen wurden, um für uns die Eimer zu füllen. Jedes Abteil war mehr wie besetzt. Doch das störte mich nicht, ich sass dicht bei Dir, Gori, und ich fror nicht so entsetzlich. Ja, und wir hatten zu essen! Damals fand ich es noch selbstverständlich, und habe es nicht zu schätzen gewusst. Unsere dick belegten Brote, Kekse und die selbstgebackenen Kuchen haben wir aus unseren Taschen hervorgekramt und vergnügt vertilgt.

Alles lag so einfach vor uns. Wir würden in Häusern wohnen, nur dass sie eben hinter Stacheldraht waren und man es Ghetto nannte. Du würdest wieder Lehrer werden, Gori, denn dazu hat man dich eigentlich nur gebeten, mit deinen vielen, lieben Schulkindern mitzugehen! Ich würde in einer Fabrik arbeiten, wir würden verdienen und so leidlich auskommen, man würde in Riga die Hitlerzeit abwarten und nachher wieder glücklich nach Hause zurückkehren. Das war doch eigentlich so schrecklich einfach und wir sahen ziemlich siegesbewusst in die Zukunft! O weh, o weh, und wie sah das Leben wirklich aus! Wir dummen, dummen Menschenkinder! Wie grausam hat sich alles gestaltet! Unersetzbar die vielen Menschenleben, unersetzbar die kostbare Zeit, unersetzbar die verwelkten, kranken Körper!

HERBERT MAI - TRANSPORT VON NÜRNBERG NACH RIGA

Herbert Mai war 12 Jahre alt, als er mit seinen Eltern deportiert wurde. Mit 16 kam er allein nach Würzburg zurück und schrieb dort seinen 30-seitigen Bericht für seine Verwandten in den USA. Seine Eltern starben in Auschwitz.

Es hieß „Alles antreten“. Wir traten an und marschierten an die Bahn. Wir waren 1 000 Menschen. Wir stiegen in unseren Zug ein, der von gestern da stand und in einer Stunde abfahren sollte. Es war verboten, sich aus den Fenstern zu lehnen. Mit uns fuhren zwanzig Mann SS-Begleitung. Wir fuhren einen Tag. Es wurde Nacht (11 Uhr), es wurde 12 Uhr. Plötzlich stieg ein SS-Mann aus und holte einen Mann aus dem Zug, nahm seine Pistole und sagte: „Was ich dir jetzt sage, machst du alles, und wenn nicht, schieß ich dich über den Haufen ... Ausziehen.“ Er zog sich in der Kälte aus - minus 35 Grad - und wie er ausgezogen war, sagte der SS-Mann, er wird bestraft, weil er aus dem Fenster geschaut hat. Aber es war überhaupt nicht wahr, nur Schikane. Er schlug ihn mit einer Peitsche auf den bloßen Leib, bis er vor Schmerzen zusammenbrach, und dann schoss er ihn mit einer Kugel nieder. Der Zug fuhr wieder weiter, Wasser hatten wir keines. Infolgedessen hatte alle sehr [großen] Durst, aber keiner fragte danach, so wollten sie es ja haben. Wir fuhren so drei Tage und drei Nächte mit Durst.

Dann kamen wir in Riga an. Auf der Station Skirotava. Auch da war schon die lettische SS, mit Gewehren und Peitschen. Auch war deutsche SS als Oberaufsicht da. Dann gingen wir wie üblich mit Stockhieben aus den Waggonen. Neben uns stand ein großer Omnibus und die SS sagte, wer nicht laufen kann, darf mitfahren. Natürlich war der O[mnibus] sofort voll. „Aber schau, schon ein Zweiter.“ Meine Mutter sagte: „Komm wir fahren auch. Er ist jetzt [noch] nicht voll.“ Aber ich sagte: „Nein, wir fahren nicht. Wir sind gesund – und krank mache ich mich nicht.“ Wir fuhren nicht, was auch unser Glück gewesen war, denn sie sind in den Tod gefahren.

Daraufhin marschierten wir mit Schießen und Schlägen in unser zukünftiges Lager. Als wir ankamen, war es kein Lager mit Stacheldraht, sondern es war mit lettischen Wachen umstellt. Wir kamen auf einen großen Platz und dort hieß es, Frauen mit Kindern bis zu 10 Jahren in die Baracke 1a. Ich war schon 12 und musste bei meinem Vater bleiben. Wir gingen in eine Strohscheune, denn unser Lager war ein großer Bauernhof.

KÄTE FRIESS – LEBEN UND STERBEN IM LAGER JUNGFERNHOF

Frauenbaracke

Auf einmal warst Du da, Gori, und ich war beglückt. Alles Unklare und Schwere war in deiner Nähe so einfach! Du teilstest uns Frauen in einen Stall ein, wo Holzgeställe, 4 Etagen übereinander, als Kojen erbaut waren. Diese Kojen haben uns dann auf unserer ganzen Evakuierungszeit stets verfolgt. Nur war wohl Jungfernhof – so hiess dieses Fleckchen Schnee – und Kiel mit das Schlimmste was es in dieser Beziehung gab. Mein sogenanntes Bett war so schmal, dass ich nur ganz still und gerade liegen konnte, viel aufrichten und den Kopf ein bisschen heben, ging nicht, weil ich sonst an die Holzdecke über mir gestossen wäre. Das Hinaufklettern war einfacher, das Hineinkriechen aber in dieses feudale Bett war eine Quälerei. Gori, Du teilstest mich irgendwo in eine dritte Etage ein. Ich schimpfte und fluchte, aber Du hast mir erklärt, Gori, dass Du gerade mir als deiner Frau bei der Betteneinteilung keine Bevorzugung gestatten könntest. Also lag ich in Mantel, Kappe, Handschuhen, die verfrorenen Hände im Muff, Überschuhen und mit grimmiger Wut in meinem neuen Bett. Nachdem Du alle Frauen eingeteilt hattest, gingst Du, Gori. Mich würdigtest Du keines Blickes, denn ich [habe] mich auch sehr kindisch benommen. Ich lag und weinte und tat mir entsetzlich leid. [...]

Tod des Reiter-Buben

[...] Nachts war es uns verboten, die Baracke zu verlassen, um zur Latrine zu gehen. Wir mussten mehrere, vielleicht zwanzig sein, einen Posten anrufen und ihn um Erlaubnis bitten. Diese lettischen Posten waren die schlechtesten und falschesten Menschen, die mir je unter die Augen gekommen waren. Sie verstanden uns nicht, grinnten uns an und brüllten. Am liebsten wäre es ihnen, sie könnten – wie in Riga – uns umbringen, dann unsere paar jämmerlichen Sachen gierig an sich reißen. Ich hatte immer ein Angstgefühl vor ihnen und traute mich nachts also kaum heraus. Ein Schüler von Dir, Gori, der kleine R[eiter]-Bub hatte damals nachts einen Posten angerufen, der verstand ihn nicht und der Junge ist zur Latrine losgelaufen. Ein Schuss und der Junge lag verblutend im Schnee. Morgens hatte man dem Vater sein Kind tot in die Arme gelegt! [...]

Heinrich Reiter, der jüngere von zwei Brüdern und hier wohl gemeint, wurde 10 Jahre alt.

Männerbaracke

[...] Das schlimmste war wohl die Männer-Baracke. Eine Scheune, riesengross und mit freiem Himmel, denn von dem ehemaligen Dach waren nur noch kleine Reste vorhanden. Innen waren nichts wie Holzgestelle, aber in 6 Etagen übereinander. Kaum Gänge waren da und man kletterte

unter den schrecklichsten Verrenkungen von einem Loch ins andere. Die Betten waren noch enger und kleiner.

[...] Gori, Liebster, Du schliefest ganz, ganz oben in der 6. Etage. Wie Du stets hinaufgekommen bist, weiss ich nicht, aber wozu warst Du so ein guter Sportler! Ich weiss nur, dass jeden Morgen deine Decke voller Schnee war, da Du ja direkt unter dem Dach lagst. Frauen durften eigentlich nicht in dies[e] Baracke und doch war ich viel zu neugierig und habe einmal hineingespitzt. Ich wusste schon, dass man täglich viel, viel Erfrorene aus den Löchern hervorzog. Denn diesen grausamen Winter, wohl der kälteste mit, den wir erlebt haben, konnten nur die wenigsten und energischsten Menschen, die einen grossen Lebenswillen aufbringen konnten, überstehen. Wie oft hat man mit seinem Nachbar[n] zusammengeschlafen und in der Frühe war auf einmal ein Toter neben einem. Oh je, die masslos Vielen, die so unbekannt draufgingen. [...] Die Männerbaracke hätte man getrost „Totenbaracke“ taufen dürfen! [...]

Essen neben Toten

[...] Jeden Mittag stand ich mit meinem Essenstöpfchen auf einem Platz, von dem ich auch die Männer beobachten konnte, wenn sie zum Essenholen gingen. Neben mir türmte man Leichen auf, die man gerade aus den Baracken geholt hat und die in irgendein Erdloch kommen sollten. Zuerst ekelte ich mich davor, dann aber ass ich in Seelenruhe mein karges Mittagmahl und sah kaum noch den Tod um mich! [...]

Hungern

[...] Damals, Gori, haben wir das Hungern gelernt. Das kann man nicht begreifen, wenn man nicht einmal gehungert hat. Es ist zu entsetzlich. Beim Hungern stirbt alles, selbst die grösste Liebe! Hunger, Hunger, schreit alles in einem. Man kann kaum klar denken, ist gereizt, nervös, kribbelig; Gori, wie oft haben wir uns damals gezankt. Um lächerlich kleine, nichtige Dinge. Aber Hunger tut unsagbar weh, und man muss ihn erlebt haben, um ihn ganz zu verstehen. Ich war wirklich gesund und kräftig und wie oft bin ich umgekippt! Plötzlich drehte sich alles um mich, und vor Schwindel konnte ich mich kaum aufrecht halten. Damals habe ich das langsame Essen gelernt. Wie lange und mit welchem Genuss habe ich ein Scheibchen Brot gekaut. Ganz langsam, Häppchen für Häppchen, damit ich nur recht lange was davon habe. [...]

Schuhkammer

[...] Unser jüdischer Lagerältester war ein Würzburger und hiess K.[leemann]. Ein entzückender, feiner, vornehmer Mensch. Mit grauen Haaren, gross und stattlich, eben ein vollendeter Gentleman. Sämtliche Frauen waren begeistert von ihm. [...]

Also K.[leemann] rief mich eines Tages und meinte, ich solle Schuhe sortieren. Als ich dann endlich von dem Vormittag in der lausigen Kälte genug hatte und mit erfrorenen Fingern und pustend und fluchend in die Baracke kam, wurde ich wieder zum Weitersortieren [nach draussen] geholt. Ich schimpfte und hüpfte von einem Bein auf das andere und konnte vor lauter Kälte und rot angehauchter Nase keine Schuhe erblicken. Bis sich dann K.[leemann] meiner erbarmte und mir einen ganz kleinen Ziegenstall anwies. Gleiches eben zu Gleichem! Da hab ich Dich geholt, Gori, und Du hast mir schnell einen Ofen, besser Öflein, herbeigezaubert, richtiger ist ja organisiert, [und] mir eine Decke für den kalten Steinboden verschafft. Licht gelegt. Hast angefangen Regale aufzuschlagen und eins, zwei, drei hattest Du mir ein kleines Zimmerchen herbeigehext; was hab ich mich darin glücklich preisen können; ich konnte dort schlafen und Du hast immer Holz zu beschaffen gewusst, [...]

Bei dem Lagerältesten Kleemann handelt es sich nicht, wie manchmal zu lesen ist, um den schwer körperbehinderten Max Kleemann, sondern um dessen Bruder Gustav. Das geht aus der Beschreibung von Käte Frieß eindeutig hervor.

Marianne und Beate

[...] Marianne und Beate halfen mir damals in der Schuhkammer und waren glücklich, für ihre Angehörigen manches zu kochen, denn fast jeder besass noch Puddingpulver, Knorr-Suppen, Kaltschalen usw. Meine liebe Marianne und meine liebe Beate, Ihr beiden Würzburger Kinder. Wie oft sassen wir doch in allem Elend glücklich um den warmen Ofen und spannen Zukunftsmärchen und schwelgten in Vergangenenem. Marianne, Du mit Deinen schönen Träumen und Deiner Klugheit, und Beate, Du mit Deiner ewigen Sehnsucht nach der grossen Liebe, ach wie bald seid Ihr von mir gegangen! Lebt wohl, Ihr Beiden! Ihr zwei guten Kameraden! Freiwillig seid ihr mit Euren Angehörigen in den Tod gegangen ... Marianne, Du wusstes[t] es. Unzählige Male hast Du mich umarmt und von mir Abschied genommen und sprachst nur von Sterben. Ich ahnte nichts und konnte einfach diese Grausamkeit nicht glauben. [...]

Mit Marianne ist die Würzburger Dichterin Marianne Rein gemeint. Beate ist weniger bekannt, heisst Beate Grünebaum und war mit ihrer Mutter Ende 1938 von Groß-Karben in Hessen zugezogen.

Dünamünde-Aktion

[...] Ja, und nun muss ich von Dünamünde erzählen, denn dieser Name spukt leider schon oft genug in meinem Bericht. Ich wollte dies wäre nie geschehen. Also Lange [*Rudolf Lange, Kommandeur der Sicherheitspolizei*] erschien bei K.[leemann], lobte seine Arbeit und meinte, in Dünamünde wäre ein neues Lager einzurichten und da K.[leemann] sich hier so vorzüglich bewährt habe, möge er auch dort die Einrichtung des neuen Lagers übernehmen. Klang das nicht nett und menschlich? K.[leemann] fühlte sich geschmeichelt und arglos meldeten sich fast alle für dieses neue Lager in der Hoffnung, es dort besser anzutreffen oder sich gleich ein Pöstchen zu sichern. Gori, damals trat die erste Entscheidung an uns heran. Wir waren uns im Unklaren, einigten uns, dass wir in unserer Evakuierungszeit nichts freiwillig tun werden und uns vom Schicksal treiben lassen. [...] Eine kleine Feier wurde noch den letzten Abend vor Dünamünde veranstaltet, denn es hiess, ein kleiner Teil sollte zur landwirtschaftlichen Arbeit unter Seck [*Rudolf Seck, SS-Unterscharführer und Lagerleiter*] am Jungfernhof zurückbleiben. [...] Morgens in aller Frühe mussten wir auf dem Apellplatz antreten. Seck musterte uns, zeigte mit dem Finger auf uns „Die und die und die“. So trat eine Anzahl von 500 Leuten heraus, die Seck beabsichtigte am Jungfernhof zu behalten. Es waren meistens junge, kräftige Menschen. [...]

An der Lore K.[leemann], des Lagerältesten Nichte, hatte Seck Gefallen gefunden. Alles Weinen, Flehen des stolzen, schönen Mädchens, das mit seinen Angehörigen nach Dünamünde gehen wollte, war vergeblich. „Lore, Du bleibst!“ war stets Secks Antwort. Nur in dem Augenblick, als wir so angetreten vor ihm standen, muss er wohl irgendwas wie ein menschliches Gefühl gehabt haben. Auf seine Frage, ob Lore mitwollte, strahlte sie ihn freudig an und rief begeistert: „Ja“. Da trafen uns Secks Worte wie Messerstiche: „Lore, Du wirst es bitter bereuen und in einer halben Stunde blutige Tränen weinen ...“ Eiskalt ist es uns über den Rücken gelaufen und kreideweiss standen wir da. Nur Lore begriff nichts und stürmte hinaus – selig – auf den Apellplatz in den letzten Wagen, der sie zu ihren Angehörigen ins neue Lager bringen sollte. [...]

Als ich mal wieder die vielen einzelnen Schuhe in meine Schuhkammer schleppte, hörte ich einen Chauffeur laut und vernehmlich sagen: „Na, der K.[leemann] hat vielleicht Augen gemacht!“ Oh ja, das will ich gern glauben, wenn man ihm doch von einem neuen Lager erzählt hat. Dass all diese vielen Menschen nicht mehr sein sollten, ging nicht in unseren Kopf rein und erst viel, viel später, als wir schon im Ghetto waren, haben einige Männer bei der SS-Dienststelle gearbeitet und selbst die Omnibusse ausladen müssen mit den Kleidungsstücken der Dünamünde-Leute und darunter die Kennkarten und Ausweispapiere ihrer eigenen Frauen gefunden und die Kleidchen ihrer Kinder.

DRITTE DEPORTATION, ZIEL RAUM LUBLIN, 25. April 1942

MORDECHAI ANSBACHER, Über die Abfertigung des Transports

Ansbacher (A) wird 1961 im Eichmann-Prozess in Jerusalem als Zeuge für die NS-Verbrechen vernommen. Das Verhör leitet Staatsanwalt Bar-Or (im Folgenden S). In dem hier abgedruckten Ausschnitt geht es um die Situation in Würzburg 1942.

S: Haben Sie ... in Würzburg gesehen, wie die Transporte die Stadt verließen?

A: Ja. Ich war ... anwesend bei einem Transport, als sie die Leute vom Sammelplatz in Würzburg zum Zug brachten. Es gab am Anfang zwei Sammelplätze. Ende 1941 wurden die Juden von der Stadthalle aus weggebracht. Die grenzte an das Stadttheater in Würzburg. Später war es der Sammelplatz im Plat'scher Garten [Platz'scher Garten]. Früher war das einmal ein großes Theater und Café gewesen. Es gab dort Räume, die die Gestapo gut brauchen konnte. Sie brachten die Leute in der Regel ein bis zwei Tage vor der Abfahrt dorthin.

Es gab strenge Kontrollen. Manchmal bekamen die Leute gar keine medizinische Versorgung. Ich war auch dabei, als ein Transport vom Plat'scher Garten aus startete. Er liegt nicht weit entfernt vom jüdischen Krankenhaus und wir halfen beim Transport der Patienten [am 10.9.1942] und halfen auch, Essen heranzuschaffen. Auch ich wurde vom Plat'scher Garten aus deportiert [23.9.1942]. [...]

Einige waren aus den Provinzstädten und Dörfern der Gegend vertrieben worden und von dort zum Jüdischen Krankenhaus gebracht worden. Dort war der erste Sammelpunkt. Sie erzählten uns, wie die Dorfbewohner sie regelrecht aus ihren Betten gerissen hatten. Das waren meist organisierte Vorgänge der Partei-Zweigstellen in den Dörfern. Sie haben sie vertrieben und die Leute kamen in den Sammelagern an ohne Besitztümer, nur mit ihren Kleidern am Leib. Meist wurden Kleider aus der Kleiderkammer an sie verteilt. Es gab da einen bestimmten Ort, an dem der Gemeinderat Bekleidung an die Bedürftigen verteilte.

S: Waren Sie am Sammelplatz?

A: Ja. Ich sah diese Leute im Plat'scher Garten, da wir etwas Zeit mit ihnen verbringen konnten – sogar einen ganzen Tag. Aber später, wenn sie die große Halle im Plat'scher Garten betraten, nachdem sie schon durch die Kontrolle durch waren, war weiterer Kontakt verboten. [...] Aber wir versuchten über alle möglichen Wege mit ihnen in Verbindung zu bleiben, von Zeit zu Zeit Medikamente oder bestimmte Dinge, die sie brauchten, weiterzugeben.

S: Was passierte in der Halle?

A: In dieser Halle wurden die Leute voneinander getrennt. Jeder saß da mit dem kleinen Bündel, das er mitnehmen durfte – 50 Kilogramm. Auf die Toilette gehen, Sie entschuldigen, konnte man nur mit Erlaubnis der Gestapo. Draußen standen Wachposten oder SS-Männer in ihren schwarzen Uniformen, etwas, was ich in München so nicht gesehen hatte.

HUGO KLEIN (Bad Neustadt), BRIEF AN FAMILIE MANGER in Wollbach b. Bad Neustadt

Hugo und Gretel Klein gehörten zu den Menschen, die sich im April 1942 vor ihrer Deportation im Platz'schen Garten sammeln mussten. Ihr Transport verließ am 25.04. Würzburg und führte nach Krasniczyn im Raum Lublin im besetzten Ostpolen. Einige Menschen dieses Transports kamen in das

Arbeitslager Augustowka b. Krasnistaw, von wo es Hugo Klein mind. zweimal gelang, Post nach Hause zu schicken: am 24.6. eine Karte und am 19. Juli einen Brief. Das Ehepaar hatte gute Freunde zu Hause. Ihre fünf Kinder hatten sie mit einem Kindertransport nach England geschickt.

19. Juli 1942 [also knapp 3 Monate nach der Abfahrt in Würzburg]

Liebe Gertraud, Florian + Fam.!

Schätze Euch im Besitze meiner Karte + hoffe alle bei bester Gesundheit, was auch bei mir der Fall ist. Von der lieben Gretel hörte ich bis heute weiter nichts, [sie] ist seit 5. Juli verreist, wird hoffentlich gesund sein. Ich kann Euch nicht schreiben, wie mir manchmal zu Mute ist, so allein verlassen zu sein. Was schreibt Alfons + ist Edgar und Karl noch zur Arbeit? Moses gab Auftrag an mich, Sachen geben zu lassen, gut verpackt zu senden, besonders Brot, Mehl in Säcken, Suppeneinlagen, Gries, Nudel[n], [...], Haferflocken, Suppenwürze; Stollen hält sich sehr gut, etwas Wurst und Speck, Margarine oder Marmelade in Blechgefäßen, allerdings fest einpacken. In Mellrichstadt kann es Florian selbst aufgeben, was mir am allerliebsten wäre, da, wie ich weiß, Ihr mir die Gefälligkeit erweisen werdet + die liebe Bertl es vielfach ersetzen wird, das Brot gut ausbacken, die braunen Schuhe bitte auch senden, aber das Päckchen als Einschreiben senden. Ist meine alte Arbeitshose noch da, könnte diese gebrauchen, gebt **alle Woche Päckchen** auf, damit ich Euch nicht vergesse, denk oft an die guten Sachen, Würfelzucker brauche auch, aber nicht in Tüte, sondern alles in Säckchen + und dann in Schachteln, kostet 2 kg Päckchen nur 40 ch Porto + dies bin noch wert? Erwarte jede Woche etwas haltbaren Käse & Butter.

Es ist nicht meine Gewohnheit gewesen, um Sachen zu schreiben, aber ich weiß, daß Du liebe Gertraud es gerne für mich tust. Geld kann auch abgeschickt werden. Eine Mütze Gr. 56 habe auch nicht.

Also meine Lieben, erfüllet meine Bitte & sorget laufend dafür, also **alle Woche mindestens 2 Päckchen**. Besten Dank im Voraus. Recht herzlichen Dank & Grüße an alle Bekannte.

Euer dankbarer Freund Klein

Ihr wisst schon, was mir fehlt
Schreibt mir bitte recht oft + geht Briefpost nur 5 – 6 Tage nach hier
Rasierseife brauche
Puddingpulver nicht vergessen, etwas Kakao, einige Plätzchen.

Dieser Brief ist das letzte Lebenszeichen von Hugo Klein.

FÜNFTE DEPORTATION, ZIEL THERESIENSTADT, 23. Sept. 1942

ABSCHIED VON FRIEDA REINSTEIN: Bericht der Großnichte Irene Quetting und des Ur-Großneffen Michael Quetting über die Vorbereitungen zur Deportation nach Theresienstadt und die Erinnerungen daran

Frieda Reinstein ist 73 Jahre alt, Witwe eines angesehenen Weinhändlers. Sie stirbt in Theresienstadt im Februar 1943. Ihre Schwester Rosalie Lindeck, Fabrikantenwitwe und ein Jahr jünger als sie, ist da bereits seit einem Monat tot.

Als meine Großmutter [Rosalie Lindeck] uns schrieb, daß die Deportation nahe bevorstehe, fuhren meine Mutter und ich nach Würzburg, um Abschied zu nehmen. Es war grausig. Schon vorher hatte Tante [eigentlich Großtante] Frieda [Reinstein] ihre Wohnung aufgeben müssen, und nun waren die beiden alten Frauen in einer Art Sammellager untergebracht, das man in einem ehemals eleganten jüdischen Altersheim eingerichtet hatte. Es war natürlich hoffnungslos überfüllt. Die Leute waren alle am Packen. Sie hatten Listen bekommen, worauf genau die Gegenstände verzeichnet waren, die sie mitnehmen durften. Es war wenig genug, außerdem war das Gewicht begrenzt. Da saßen sie nun vor ihren geöffneten Koffern und probierten aus: „Vielleicht ist dies hier praktischer - ach nein, vielleicht das!“ Das Einpacken und wieder Auspacken nahm überhaupt kein Ende. Eine einzige Garnitur Bettwäsche durfte jeder mitnehmen. Sie hatten sie alle dunkelblau gefärbt. „Daß man den Dreck nicht so sieht“, sagten sie mit einem traurigen Lächeln. Laut gejammt hat keiner. Ich habe diese Menschen für ihre heldenhafte Ruhe sehr bewundert.

Michael Quetting, der Ur-Großneffe:

Ferner erinnere ich mich daran, dass meine Mutter mir erzählte, dass sie diese Personen zum Sammelplatz begleitet hat. Dort wurde noch die letzte Zigarette geraucht, dies war außergewöhnlich, weil sie wohl vorher kaum in der Öffentlichkeit geraucht hätten. Meine Mutter schämte sich sehr, dass sie Tante Frieda lediglich eine Zigarette angeboten hatte und ihr nicht das Päckchen mitgegeben hat. Sie hat ihr Lebtag nicht verwunden, dass sie diesen Liebesdienst nicht vollzogen hat, sondern gedankenlos ihr Eigeninteresse an den Zigaretten höher bewertet habe. Sie hatte deshalb Schuldgefühle, die sie uns Kindern immer wieder als Mahnung erzählte.

IDA WEIL, Erinnerungen an Theresienstadt, 1945/46

Ida Weil, ebenfalls 72 Jahre alt, war Altwaren- und Alteisenhändlerin. Ihr Mann hatte sie verlassen, der Sohn lebte in Palästina, die Tochter in der Schweiz. Eine Auswanderung dorthin lehnte sie jedoch ab. Sie wurde im Februar 1945 mit einem Transport des Roten Kreuzes aus Theresienstadt in die Schweiz befreit und starb anderthalb Jahre später. Kurz vorher hat sie 1946 ihre handschriftlichen Erinnerungen an Theresienstadt verfasst.

Als nach 2 Tagen in Theresienstadt ankam, bekam mit noch 8 Personen ein kleines Zimmer angewiesen, so daß die neben mir liegende Frau auf meinem Bauch zu liegen kam. Ich hatte nichts anzuziehen, denn ich bekam meine aus Würzburg abgesandten Koffer (auch die andern 500 von Würzburg) nicht. Ich bin bald erfroren, nicht einmal eine warme Unterhose hatte, mit 1 Ärmelschürze statt Kleid bin ich Monate lang herumgelaufen. Dabei waren in meinem Koffer Wäsche und Kleider im Überfluß. Auf meine Beschwerde wurde mir gesagt, die Juden haben doch Ihre Häuser und ihr Geld alles genommen bekommen - da brauchen Sie sich wegen Ihrem Koffer auch nicht zu beschweren.

Wir haben noch dazu so wenig zu essen bekommen, daß es gerade für 1 Schulkind gereicht hätte. Natürlich hat man mit leerem Magen noch mehr gefroren. In der Kaserne waren 10 Frauen

beschäftigt, die faulen Kartoffel in 1 Korb zu füllen und die guten zu schälen. Diese faulen Kartoffeln wurden im Gang gestellt. Da haben wir öfters davon genommen und gute Teile davon gekocht.

Nach 6 Wochen kam ich wieder in ein in der Nähe befindliches Haus. Da war so 1 Hexe wie man sagt als Zimmerälteste, die mir das Leben zur Hölle gemacht hat. Wir haben doch nur alle 3 Tage 1/2 Stolle Brot bekommen, das hat für Früh, Mittag und Abends reichen müssen. Sie hat das Brot verteilen müssen und hat von dem wenigen immer 1 Teil behalten. Sie sagte, wenn ich auf dem Herdli etwas wärmen wollte, dann müßte ich immer bei der Verteilung 1/4 Brot abgeben, damit sie Holz kaufen könnte. Die Kohlen würden Ihr zugestellt. Nachts bin am offenen Fenster gelegen, das ganz kaputt war - eine Kälte nicht zum Aushalten.

Um satt zu werden, habe meinen schwer goldenen Ehering für 1 Stolle Brot verkauft. Nach 8 Tagen hatte dann nichts mehr. Dann kam 1 Päckchen Ölsardinen von meiner Tochter an, 1 kleine Schachtel mit 5 Stück. Habe so 1 Pfund Haferflocken eingetauscht, das ich aufgegessen habe. Meine Tochter hatte mir in 2 1/2 Jahren 24 Pakete Lebensmittel geschickt. Bekommen habe ich nur 5 - man kann sich denken, wo die anderen hingekommen sind. Wir haben nie Gemüse oder Obst bekommen. Alles Essen war ohne Fett. In der Woche haben wir 60 Gramm Fett / Margarine und 70 Gramm feinen Zucker bekommen. Diese haben wir gegen Kartoffel umgetauscht, daß ich nicht verhungert bin. Früh haben wir 1 Tasse schwarzen Malzkaffee bekommen, kalt, ohne Brot, Mittags Suppe, das war gerade wie Salzwasser ohne Einlage; hie und da 4 kleine Kartoffeln, die gewogen wurden - wenn es wenige Gramm mehr waren, wurde es weggeschnitten - und 1 Eßlöffel Soße. Das war 1 bißchen Pulver statt Mehl, aufgekocht, damit man die Kartoffel eintunken konnte.

Ich habe während meines 2 1/2 jährigen Aufenthaltes in Theresienstadt 80 Pfund abgenommen. Dabei hatte ich bei größter Kälte zerrissene Schuhe. Nach 10 Tagen wenn ich 1 frisches Hemd verlangte, bekam ich eine zerrissene Herrenbluse. Sie sagten, ich sei in keinem Hotel, sondern in einem Konzentrationslager. Geschirr zum Essen mußte man selbst haben, ebenso zum Waschen. Da habe [ich] meinen Nachttopf benützt, wenn ich etwas waschen wollte, und mit kaltem Wasser. Stundenlang hat es sehr oft kein Wasser gegeben. Die Frauen unter sich haben sich öfter mit Fäusten gehaut.

Einmal ging in die Ambulanz / Klinik. Da hatte doch ein alter Arzt mit mir Erbarmen, daß ich keine warme Wäsche und Kleider hatte, und hat mir 1 Zeugnis ausgestellt, daß ich notwendig dasselbe benötige. Nach 4 Wochen habe dann 3/4 von meinem, von den Deutschen zurückgehaltenen Koffer zugestellt bekommen. Da war ich schon fast über 2 Jahre in Theresienstadt.

Nachdem ich 2 1/2 Jahre ausgehalten, bin ich nachts um 12 Uhr einmal durch die eingeschaltete Beleuchtung aufgewacht und habe gesehen, daß sich 2 umgezogen haben, als ob Sie ausgehen wollten. Auf mein erstauntes Fragen wohin, sagten Sie, das Rote Kreuz werde einen Transport nach der Schweiz unternehmen. Da sagte ich, da fahre ich auch mit, da eine Tochter dort habe. Ein Herr, der gerade durchs Zimmer ging, sagte mir, ich soll es probieren, daß ich mitfahren könnte und gab mir 1 Zettel. Daraufhin bin ich 2 Tage in viele behördliche Büros gegangen, bis ich die Bewilligung bekommen habe. Nachts um 2 Uhr sind wir abgefahren.

MORDECHAI ANSBACHER: Als Jugendlicher in Theresienstadt

Mit 15 Jahren wurde Max Ansbacher (A) zusammen mit seiner Mutter nach Theresienstadt, von dort später nach Auschwitz deportiert. Er überlebte in Dachau, seine Mutter wurde im Oktober 1944 in Auschwitz ermordet. Im Eichmann-Prozess wurde er 1961 von Staatsanwalt Bar-Or (S) als Zeuge vernommen.

S: Bitte beschreiben Sie dem Gericht Ihren Alltag in Theresienstadt.

A: Ursprünglich lebte ich mit meiner Mutter zusammen in Haus Nr. L 206. Das Ghetto von Theresienstadt war aufgeteilt in große Gebäude, Barracken und Häuserblöcke. Jeder Häuserblock hatte seine eigene bestimmte Nummer. Nachdem wir lange in der prallen Sonne gewartet hatten, brachten sie uns zu Fuß dorthin [zum Haus L 206]. Wir waren auf dem Dachboden untergebracht, da alle Räume voll waren, und sie sagten: Hier werdet ihr schlafen, das ist euer Platz.

S: Wie viele waren Sie insgesamt?

A: Ich erinnere mich, dass in unserem Gebäude in den ersten Tagen Leute aus Würzburg waren, doch eine Woche später war die Hälfte der Leute schon gestorben – unter denen, die starben, war Direktor Mandelbaum...

Vorsitzender Richter: Bitte weichen Sie nicht von der Frage ab.

A: Dann waren wir ungefähr 100-200.

S: Warum sagen sie, ist ein Großteil von ihnen gleich gestorben?

A: Es herrschte schrecklicher Hunger, und die Hygieneverhältnisse waren fürchterlich.

S: Kümmerte man sich um die Leute?

A: Überhaupt nicht. Die Leute konnten sich nicht waschen – es gab kein Wasser. Unter großen Schwierigkeiten holte man ein bisschen Wasser aus einem anderen Gebäude, und das sollte zum Trinken ebenso wie zum Waschen reichen.

S: Ich möchte, dass Sie dem Gericht erläutern, was Ihnen passierte. Wie alt waren Sie, als Sie nach Theresienstadt kamen?

A: Fünfzehn Jahre alt. [...] Eine Zeit lang blieb ich in dem gleichen Gebäude, L 206. Später kam die Anordnung, dass die Kinder in Jugendunterkünften gesammelt werden sollten. Ich zog mit meinem Besitz in eine Jugendunterkunft in die Lange Straße um – das war L 414. In den Jugendunterkünften war die Situation viel besser. Wir erhielten Essen, was völlig anders war, es gab sanitäre Einrichtungen, und wir wurden dazu gezwungen, uns zu waschen. Jeden Morgen gab es einen Appell, bei dem die Kinder gezählt wurden, Anweisungen erteilt wurden und die Arbeit verteilt wurde. Einmal arbeitete ich in der Landwirtschaft, ein anderes Mal bei Bauarbeiten. Sie schickten uns zu allen möglichen Arten von Arbeit. Das Beste war, wenn sie uns zum Essen holen schickten, denn dann konnten wir „schleusen“. Das war der Ausdruck für Stehlen.

Wenn jemand Essen entwenden konnte, war er der Herr der Lage. Man nannte es schleusen. Man schleuste mit Holz, da es keine Stühle gab; man schleuste mit Wasser, schleuste mit Kartoffeln – alles musste geschleust werden.

S: Welche Art von Arbeit verrichteten Sie während Sie in Theresienstadt waren?

A: Es gab viele Arten von Arbeit. Zuerst einmal konnte ein Junge, der noch nicht sechzehn Jahre alt [war], zur Schule gehen.

Es war verboten, eine Schule einzurichten, aber wir organisierten Unterrichtsstunden. Es gab ausgezeichnete Lehrer, und sie widmeten einen Teil ihrer Zeit nach der Arbeit oder während der Arbeit dafür, sie erhielten eine spezielle Berechtigung von Edelstein, der dies als vorteilhaft ansah und die Idee, den Unterricht aufrechtzuerhalten, unterstützte.

Leiter der Jugendaktivitäten in Theresienstadt war ein junger Mann – ich denke er kam aus Deutschland – Freddy Hirsch. Er war ein wunderbarer Bursche, und die Kinder hatten ihn sehr gern. Er hatte eine Assistentin mit dem Namen Fritzi Zucker, die Frau von Otto Zucker, stellvertretender Vorsitzender des Rats der Juden.

S: War er ein Ingenieur aus Prag?

A: Das stimmt. Er war einmal einer der Führer der zionistischen Organisation in der Tschechoslowakei gewesen. Fritzi wurde als zweite Mutter aller Kinder angesehen. Sie widmete all ihre Zeit, Tag und Nacht, den Kindern, unterrichtete sie, vermittelte ihnen hohe moralische Normen und half dabei, sie im zionistischen Geist zu erziehen, im Geiste der Liebe für das Land Israel, im Geiste von „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“.

Freddy Hirsch gab Anweisungen, wie man Hilfe für die alten Leute organisieren könnte. Das waren spezielle Tätigkeiten, im Rahmen derer die Kinder zu den Häusern der Alten geschickt wurden und wir ihnen Essen bringen mussten, und aus Büchern, Prosa und Büchern über jüdische Traditionen oder der Bibel, vorlesen mussten. Und es passierte, wenn wir ihnen vorlasen, dass diese alten Männer und Frauen so berührt waren, dass sie die ganze Zeit weinten. Es geschah auch, dass diese alten Menschen, die größtenteils krank und schwach waren, mitten im Lesen eines Romankapitels starben.

S: Die Jungen saßen lesend da und die alten Menschen starben?

A: Ja. Die Jungen saßen lesend da und die alten Menschen starben. Nachdem sie gestorben waren, wurden sie runter in den Hof gebracht, wo alle Leichen gesammelt wurden.

Mordechai Ansbacher kam im Herbst 1944 für 10 Tage nach Auschwitz und anschließend in das KZ Dachau. Er wurde dort im April 1945 befreit und emigrierte nach Palästina. Er starb 2021 kurz nach seinem 94. Geburtstag in Jerusalem.

Quellen

Käte Frieß: Käte S.J., Meinem Gori gewidmet, 1945 © Wiener Library PIII h No 208, abgedruckt in Christin Sandow (Hg.), "Schießen Sie mich nieder!" Käte Frieß' Aufzeichnungen über KZ und Zwangsarbeit von 1941 bis 1945, Berlin 2017 (Schriften der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Reihe B: Quellen und Zeugnisse, Bd. 9).

Herbert Mai: Mein Erlebniss in den 4 Jahren Verbannung, 1946 © Herbert Mai, Digitale Sammlung Johanna-Stahl-Zentrum; Teilabdruck in: Roland Flade, Die Würzburger Juden. Ihre Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Mit einem Beitrag von Ursula Gehring-Münzel, 2. erw. Aufl., Würzburg 1996, S. 345-353.

Mordechai Ansbacher: The Nizkor Project. The trial of Adolf Eichmann, Session No. 38, 26 Iyar 5721 (12 May 1961), T. 1-7, <http://www.nizkor.com/hweb/people/e/eichmann-adolf/transcripts/Sessions/Session-038-01.html>, Übersetzung aus dem Englischen: Johanna-Stahl-Zentrum.

Hugo Klein: Briefe aus dem Lager Augustowka, 1942 © Familie Klein, Digitale Sammlung Johanna-Stahl-Zentrum

Irene und Michael Quetting: Auszug aus den Erinnerungen von Irene Quetting © Michael Quetting, Digitale Sammlung Johanna-Stahl-Zentrum

Ida Weil: Meine Erlebnisse in Theresienstadt von 26. Februar [richtig: 23. September] 1942 bis Februar 1945, 1946 © André Blum, Digitale Sammlung Johanna-Stahl-Zentrum

Zu zitieren als:

Das Unsagbare beschreiben – Stimmen jüdischer NS-Opfer aus Unterfranken. Ausgewählt, bearb. und hg. von Rotraud Ries, Ingrid Sontag und Elke Wagner, Würzburg 2021, <https://www.denkort-deportationen.de/spuren/>